



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

andre wäre, als sie ist, auf breite Schichten ausüben könnte, doppelt wichtig. Daß aber der geschilderte Entwicklungsgang unsrer Bürokratie besonders geeignet erschiene, Männer hervorzubringen, die in stande wären, in ernster Zeit die Volksseele zu verstehen, wird niemand behaupten wollen. Die Regierung muß es ja wissen, wie sie mit diesem Verwaltungsapparat den höher und höher steigenden Wogen der sozialen Bewegung gegenüber auszukommen gedenkt. Sollte sie wirklich glauben, damit eine tiefer gehende Wirkung auf das Volk ausüben zu können? Wir wollen hoffen, daß ihr die Probe erspart bleibe!

Sedenfalls wird man gut thun, die Gefahr unsrer Zustände nicht zu unterschätzen. Auf der Oberfläche mögen sie sich ja im großen und ganzen infolge des überall wuchernden Byzantinismus gar nicht übel anlassen. Wenn ein Ober- oder Regierungspräsident in seinen Bezirk reist, wird ihm zuverlässig von allen, mit denen er in Berührung kommt, die größte Ergebenheit entgegengebracht, aber das hindert nicht, daß die Unzufriedenheit in bedauerlichem Maße zugenommen hat. Auch in Frankreich ließ unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution die Unterwürfigkeit vor den Organen der Regierung nichts zu wünschen übrig. Minister und Intendanten sahen sich von allen Seiten umdrängt von Persönlichkeiten, die Ämter und Titel erstrebten; wo sie hinkamen, war alles chapeau bas. Aber trotzdem brach eines Tages die staatliche Autorität wie ein Kartenhaus zusammen. Glücklicherweise sind unsre Zustände doch noch wesentlich andre, als im alten Frankreich. Unser Volk enthält noch der gesunden Bestandteile genug, die treu an der bestehenden Ordnung festhalten und nicht so leicht zu überfluten sein werden. Dennoch erscheint für unsre Verwaltung eine Umkehr dringend geboten, Umkehr zur Volkstümlichkeit, wenn auch unter Preisgebung von etwas Vornehmheit. Sie muß in die Hütten gehen und mit den Enterbten das Brot brechen, wenn sie sich wirklich an den großen sozialen Aufgaben am Ende des Jahrhunderts beteiligen will.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fürst Bismarck und Graf Arnim-Schlagenthin. Mit einiger Bewunderung konnte man jetzt in einigen Blättern einen ausführlichen Brief lesen, den Graf Arnim, der Sohn des ehemaligen Botschafters Harry von Arnim, an Fürst Bismarck gerichtet hat, um von ihm Auskunft darüber zu verlangen („binnen acht Tagen!"), ob er wirklich die von Hans Blum erzählte Geschichte von gewissen außeramtlichen, die deutsch-französischen Friedensunterhandlungen störenden Beziehungen seines Vaters zu Pariser Banquiers erzählt habe, die der Graf bereits

früher als eine „elende Verleumdung“ bezeichnet hatte. Jeder begreift, daß der Sohn das Andenken seines Vaters nicht öffentlich beschimpfen lassen will, aber man muß doch fragen, ganz abgesehen von dem Tone des Briefes: Woher weiß er denn, daß der Fürst Blums Gewährsmann ist? Etwa daher, daß sich dieser im Vorwort auf gelegentliche mündliche Mitteilungen Bismarcks beruft, ohne sie im Texte näher anzugeben? Und gesetzt den Fall, der Fürst hätte die Sache wirklich erzählt, hätte er denn damit seinem Zuhörer schon die Erlaubnis gegeben, sie zu veröffentlichen? Er könnte sie doch in diesem Falle nur in einem vertraulichen Gespräch mitgeteilt haben, also unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß sie nicht ins Publikum gebracht würde. Wie könnte er dann verantwortlich gemacht werden für einen Vertrauensbruch, den sein Zuhörer begangen hätte? Graf Arnim hat sich also jedenfalls an die falsche Adresse gewendet, und daher vor allem ist sein Brief offenbar unbeantwortet geblieben, sonst hätte er ihn ja wohl nicht veröffentlicht lassen. Oder soll für Fürst Bismarck das natürliche Recht nicht gelten, das jeder Privatmann in Anspruch nimmt und genießt, daß nämlich Dinge, die er mit einem Gast in seinen vier Wänden vertraulich bespricht, und namentlich Urteile über Persönlichkeiten, nicht in alle Welt ausgeschrieben werden dürfen? Zuweilen wird er allerdings behandelt, als ob er vogelfrei wäre.

Handwerk und Ackerbürgertum. Wer die Verhältnisse in den kleinen norddeutschen Städten kennt, der weiß, daß das Sprichwort „Handwerk hat einen goldnen Boden“ heutzutage nicht mehr richtig ist. Es herrscht in der That unter den kleinen Meistern Not und Elend, und der Handwerkerstand, der noch vor dreißig oder vierzig Jahren die festeste Säule der kleinen Gemeinwesen war und mit seiner Seßhaftigkeit und festen Arbeit Ruhe und Stetigkeit in das Gemeindeleben brachte, verliert immer mehr seinen Einfluß auf die Gemeindeverhältnisse an die kleinen Beamten, Krämer und Spekulanten. Daher die unglücklichen Zustände in den meisten kleinen Städten, der Mangel an Gemein Sinn, die Interessenwirtschaft und die wachsende Verschuldung. Die Regierung hat nun die Absicht, den kleinen Meistern wieder auf die Beine zu helfen und sie in dem Kampfe gegen den Kapitalismus und die Fabrikarbeit zu unterstützen. Von den Gewerbetreibenden sollen, wie die Grenzboten in dem Artikel „Die bevorstehende Organisation des Handwerks“ mitgeteilt haben, Fachgenossenschaften gebildet werden; aus den Fachgenossenschaften sollen Handwerkerkammern gewählt werden, die die Aufsicht über alle Vereinigungen, Innungen, Gewerksvereine, Fachvereine u. a. haben sollen; auch die Gesellen (das schöne Wort ist leider in dem Entwurf durch „Gehilfe“ verdrängt worden) sollen Ausschüsse bilden. Damit ist die ganze Handwerkerfrage am grünen Tisch hübsch in Ordnung gebracht, und wenn die Leute nun auf keinen grünen Zweig kommen, so haben sie sich das selbst zuzuschreiben, die Regierung hat ihr bestes gethan, d. h. sie hat registriert und rubriziert. Wir befürchten, diese ganze geplante Organisation wird den Handwerkern nicht den geringsten Nutzen bringen. Die Regierung hätte sich vor dreißig Jahren mehr darum kümmern sollen, was in den kleinen Städten vorging, und schon damals ordnend, abwehrend und helfend eingreifen sollen. Der kleine Meister hat mit seiner Familie vor dreißig Jahren niemals von seinem Handwerk allein gelebt; die Meister trieben in den kleinen Städten alle nebenbei Ackerwirtschaft. Sie hatten ihre Kuh im Stall, die auf die Gemeinbeweide getrieben wurde, also kein Geld für Futter kostete und Milch für die ganze Familie lieferte. Sie hatten ihre Hühner auf dem Hofe, ihre selbstgebaute Kartoffeln und Rüben im Keller, ihr selbstgebautes Getreide in der Scheune,

und jeder Bürger erhielt aus dem Stadtforst umsonst sein Brennholz. Was also die Familie des Meisters zu ihrem Lebensunterhalt brauchte, das zog er nicht aus den Einnahmen seines Handwerks, sondern aus der kleinen Ackerwirtschaft. Das aus dem Handwerk gewonnene Geld dagegen bildete größtenteils den Notgroschen, den Überschuß oder, wie es im Sprichwort heißt, den „goldnen Boden.“ Die Ackerwirtschaft erst schuf dem Handwerker ein behagliches, gesättigtes Leben; hierauf bezieht sich auch Goethes Ausspruch:

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerbe mit Bürgergewerbe paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränkt;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städte.

Aber diese glücklichen Zustände des kleinstädtischen Handwerkers sind in den letzten dreißig Jahren weniger durch die Fabriken als durch die Mißwirtschaft der städtischen Behörden gründlich beseitigt worden. Von dem Augenblick an, wo das Gemeindeländ an parzellenweise an die Bürger verteilt wurde und die Kommunalweide aufhörte, fing die Not bei dem kleinen Meister an. Die Kuh wurde abgeschafft, und die Milch mußte gekauft werden, gekauft von dem Ertrage des Handwerks. Der goldne Boden bekam Löcher. Bauwut und Bildungsschwindel stürzten die kleinen Gemeinden in Schulden — ich kenne einen Ort, wo das Progymnasium die ganze Stadt ruiniert hat. Dann kam der Stadtforst an die Reihe. Ein Revier nach dem andern wurde verkauft, und der kleine Meister verlor sein Brennholz. Es mußte vom Händler wieder zurückgekauft werden, und der goldne Boden bekam immer größere Löcher. Das Progymnasium hatte seine Jungen fürs Handwerk verpfuscht, sie wurden Kaufleute oder Beamte und mußten vom Vater ein paar Jahre anständig unterhalten werden; dabei ging vollends der goldne Boden zum Teufel! Und nun entstanden die Eisenhandlungen, die die Schloßer, Thürbeschläge u. s. w. billiger verkauften, als der Meister sie herstellen konnte, und die Möbelhandlungen, gegen die der kleine Tischlermeister mit seinen schwerfälligen Schränken, Stühlen und Tischen nicht mehr aufkommen konnte. Da ging denn das Geschrei und der Jammer los. Die kleinen Meister wurden wild und wählten selbst in den Winkeln, wo es von jeher nur eine konservative Partei gegeben hatte, mit einemmale sozialdemokratisch.

Und nun kommt die Regierung und legt den armen, abgerackerten Kerlen sauber ausgearbeitete Statuten vor, wie sie einen neuen schönen Verein mit dem vornehm klingenden Namen Handwerkerkammer gründen können; und man schwärmt schon (z. B. Böttger in seiner soeben erschienenen Broschüre „Für das Handwerk“) von Kreditvereinen, Rohstoffgenossenschaften, Kleinkapitalistischem Betrieb u. s. w. Unsere norddeutschen kleinen Städte sind bettelarm geworden, ihr Geld ist in die großen geflossen und hat die reich gemacht. Selbst das kleine Kapital fehlt dort den Handwerkern. Mit Innungen oder Fachgenossenschaften ist daher dem kleinen Meister wenig geholfen; man muß ihm wieder sichere Nebeneinnahmen ermöglichen, die die Not von seiner Familie fernhalten, und das kann nur, wie es früher gewesen ist, dadurch geschehen, daß man den Handwerksmeister in der kleinen Stadt wieder zum Ackerbürger macht.

Familie und Gesellschaft in der materialistischen Wissenschaft. Nach idealistischer Auffassung hat ein Gott die Welt nach dem in ihm selbst wohnenden Musterbilde geschaffen; was uns gut und schön, zweckmäßig und vollkommen erscheint in den Geschöpfen, darin sieht der Idealist die Verwirklichung göttlicher Ideen

oder die Anfänge solcher Verwirklichung. Nach materialistischer Ansicht werden die Dinge aus ihrem dunkeln Grunde durch den vernunftlosen blinden Drang des Urwesens — was dieses auch sei — hervorgetrieben und nehmen diese oder jene Gestalt an, nicht um einen Zweck zu erfüllen, sondern weil aus der unmittelbar vorhergehenden Lage der Atome keine andre hervorgehen konnte; es giebt in der ganzen Welt kein „damit,“ sondern überall nur ein „weil.“ Beide Ansichten sind, einander bekämpfend, Jahrtausende neben einander hergegangen, und die erste hat die zweite allmählich so weit in sich aufgenommen, daß der Idealist von heute nicht mehr auf einer Schöpfung im Nu besteht, sondern zugiebt, die Welt möge wohl auf dem Wege einer langsamen Entwicklung geworden sein, nur daß es nicht ein blinder Drang des Absoluten oder der Materie, sondern der zwecksetzende, vernünftige Wille des Schöpfers gewesen sei, der diese Entwicklung eingeleitet habe und sie bis zu ihrer Vollendung fortsetzen werde. Im Darwinismus feierte die materialistische Entwicklungstheorie ihren höchsten Triumph, weil durch ihn die Entstehung des Organismus und der verschiednen Arten von Organismen erklärt schienen. Aber nun begegnete dieser materialistischen Wissenschaft etwas sonderbares; es erging ihr wie Herrn Miquels Einkommensteuerreform: sie stockte gerade an dem Punkte, wo die Sache anfang interessant und wirksam zu werden, und wo jedermann erwartungsvoll dachte: Nun gehts los! Wenn es nämlich keine feststehenden Arten von Organismen und überhaupt in der ganzen Natur nichts giebt, was so oder anders sein soll, sondern alles in jedem Augenblick nur so ist, wie es in dem steten Wirbel der Atome eben werden mußte, so giebt es natürlicherweise auch in den menschlichen Dingen kein sein sollendes; gut und böse, Tugend und Laster, Pflicht und Verbrechen sind leere Wörter, wie die alten Nominalisten sagten, *meri status vocis*, die höchstens durch jederzeit abzuändernde Übereinkunft einen Sinn erhalten, und Gemeinde und Staat, Familie und Eigentumsverhältnis bestehen nur so lange zu Recht, als es den in sie hineingebannten menschlichen Atomen darin behagt; nichts steht im Wege, das Zusammenleben der Geschlechter, die Eigentumsverteilung, die Rechtsverhältnisse und die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten in jedem Augenblick so zu gestalten, wie es der Mehrzahl der Beteiligten gerade bequem ist. Sind doch die Menschen in keinem andern Sinne Naturgebilde als die Ameisen oder die Bäume oder die Krystalle und können also in ihren Bewegungen von nichts andern abhängen, als von demselben dunkeln Drange, der alle Wesen treibt, jederzeit die einem jeden bequemste Lage einzunehmen. „Für die universale Betrachtung ist die Geschichte [Weltgeschichte] selber nichts als ein Stück der Schicksale eines Planeten und bildet einen Abschnitt in der durch zunehmende Abkühlung möglich gewordenen Entwicklung des organischen Lebens.“ Und im Grunde genommen hat die Entwicklungslehre gerade nur für diesen Abschnitt des planetaren Daseins Sinn und Bedeutung. Denn da die Veränderung der Pflanzen- und Tierarten so langsam vor sich geht, daß die Entstehung der letzten neuen Art vor die historische Zeit fällt und keiner von uns hoffen darf, er werde die Entstehung der nächsten neuen Art erleben, so bleibt der Darwinismus für dieses ganze Gebiet, dem er ursprünglich gelten sollte, eine Hypothese, und zwar nicht eine Hypothese, die etwa gleich den astronomischen und physikalischen Hypothesen praktischen Zwecken diene und durch ihre Anwendbarkeit dafür den Beweis ihrer theoretischen Nichtigkeit lieferte, sondern eine Hypothese, die rein nichts bedeutet, als ein müßiges Spiel der Phantasie. Die Gebilde der menschlichen Gesellschaft dagegen verändern sich mit reißender Schnelligkeit unter unsern Augen, und zwar unleugbar unter der Einwirkung gerade solcher Umstände, wie sie nach Darwin an der Bildung und

Umbildung der Arten thätig gewesen sein sollen: Anpassung, Vererbung, Auslese durch Überleben des Tauglichsten im Daseinskampfe, sodaß sich Schaffle zu der Folgerung gedrängt gesehen hat: gerade für das soziale Gebiet gelte der Darwinismus, und nur für dieses. Und was thun unsre darwinistischen Gelehrten angesichts dieser Lage der Dinge? Sie bewähren sich als stramme Ordnungsmänner, d. h. sie halten es mit der Partei, die, konservativer als Luther, der Papst und die Jesuiten zusammengenommen, für die Gesellschaft den absoluten Stillstand als heiligstes und unverbrüchliches Gesetz proklamirt; gleich einer angenagelten Straßburger Gans, darf diese unglückselige Gesellschaft keinen Schritt vorwärts, rückwärts oder zur Seite thun, sondern muß stillehalten, bis sie bei schwindendem Gehirn an ihrer ungeheuern Fettleber krepirt sein wird. So will es der große Eugen, der ja allemal die fortgeschrittenste Wissenschaft vertritt, und seine Freunde unter den Naturwissenschaftlern haben kein Wörtlein dagegen einzuwenden. Dem mit den Megatherien der Eocänperiode zwar kann der Mann der Wissenschaft nach Belieben umspringen, ihnen nachweisen, daß sie für unsre heutige Welt nicht organisiert sind, und sie aussterben lassen, wenn ihre Zeit herum ist, aber die Megatherien der kapitalistischen Periode sind weit gefährlichere Wesen; sie beißen den, der sie nicht höflich genug behandelt, wogegen sie einen Gelehrten, der sie artig zu streicheln versteht, mit Professuren, Orden, Geheimrathstiteln und wirksamer Empfehlung auf dem Büchermarkte zu lohnen wissen.

So ist denn die Vertretung des folgerichtigen Darwinismus, gleich der des folgerichtigen Liberalismus, den Sozialdemokraten zugefallen, und obwohl das Büchlein, worin Friedrich Engels die Wissenschaft nach dieser Seite hin ausgebaut hat (Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. Stuttgart, J. H. W. Dietz), 1892 schon in vierter Auflage erschienen ist, wollen wir doch nicht unterlassen, nachträglich noch darauf hinzuweisen, daß hier die Stelle ist, wo die ganze große Bewegung des Darwinismus ihren Abschluß gefunden hat. Freilich, ganz folgerichtig ist auch Engels noch nicht; doch war es nicht die Sehnsucht nach einem Orden oder die Furcht vor Maßregelung, sondern ein unausrottbarer Nest idealistischer Neigungen, was ihn gehindert hat, die letzten Folgerungen zu ziehen. Er sagt S. 187, unsre heutige Zivilisation habe der einen Klasse so ziemlich alle Rechte, der andern alle Pflichten zugewiesen, und fügt hinzu: „Das soll aber nicht sein.“ Wie kommt das Wörtlein „soll“ in eine materialistische Geschichte, die im Begriff des Sollens nur eine leere Einbildung sehen kann? Der Materialismus kennt kein „soll,“ sondern nur ein „ist“ und ein „muß.“ Er hat natürlich nichts dagegen, wenn die Rechtlosen, wo sie sich stark genug dazu fühlen, die ihnen vorenthaltenen Rechte erkämpfen, aber thun sie es, so geschieht es nicht, weil es sein soll, sondern weil es gar nicht anders sein kann, und kann es nicht sein, so unterbleibt es eben.

Auf eine Kritik des Buches, das die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, die „Menschwerdung des Tieres“ mit der sogenannten Gruppenehe beginnen läßt, lassen wir uns natürlich nicht ein. Doch wollen wir gestehen, daß uns die „Thatfachen,“ worauf sich diese „streng wissenschaftliche“ Geschichtskonstruktion stützt, nicht durchweg unanfechtbar scheinen. So z. B. war es ja selbstverständlich, daß der Verfasser, wie vor ihm schon Bachofen, die Eumeniden des Mischlos als einen Beweis für das Mutterrecht anziehen würde, das auch bei den Griechen dem spätern Vaterrecht vorausgegangen sei. Aber da er selbst gestehen muß, es finde sich schon in der homerischen Zeit keine Spur mehr von diesem Mutterrecht, so bleibt es

doch ganz unbegreiflich, wie der viel spätere Aeschylus Kenntnis von diesem angeblich ältern Zustande erlangt haben und gar dazu gekommen sein sollte, seine Verdrängung durch den spätern zum Gegenstande einer Tragödie zu machen; hat ihm vielleicht ein verloren gegangener Prähistoriker das Material geliefert? Ferner soll die moderne individuelle Geschlechtsliebe „der ganzen frühern Welt unbekannt“ gewesen sein. Dem gegenüber genügt es, an die individuellen Liebesverhältnisse bei den griechischen Tragikern, den griechischen und römischen Idyllen- und Lustspiel-dichtern und an altindische Liebesgeschichten zu erinnern. Übrigens enthält die Schrift gute und brauchbare Erklärungsversuche der alten Geschlechterverfassung und charakterisiert die verschiedenen Stufen der Barbarei und Zivilisation ganz treffend. Eine gute und nützliche Bemerkung ist die auf S. 162, daß nur Barbaren imstande seien, ein an Zivilisation sterbendes Volk zu verjüngen; eben deshalb dringen wir bei jeder Gelegenheit auf Erhaltung und Wiederherstellung dessen, was an Barbarei, d. h. an gesunder bäuerlicher Naturalwirtschaft, Gemeinde- und Familienverfassung noch übrig ist.

Eine schöne Beleuchtung findet die zuletzt angedeutete Wahrheit in der Schilderung, die ein andres Buch von der Lage der Proletarier entwirft. „Der Staat ist ihr Feind. Er steht ihnen als fremde und kalte Gewalt gegenüber. Scheinbar von ihnen selbst autorisiert, ihren Willen in sich enthaltend, ist er doch allen ihren Bedürfnissen und Wünschen entgegen, Beschützer des Eigentums, das sie nicht besitzen, Zwinger zum Kriegsdienst für ein Vaterland, das ihnen nur Herd und Altar ist in Gestalt eines heizbaren Zimmers höherer Stockwerke, oder süße Heimat in dem Boden des Straßenpflasters, auf dem ihnen fremde Herrlichkeit, unerreichbare, anzugaffen vergönnt ist, während ihr eigentliches Leben in einem Gegensatz von Arbeit und Feier, der beide verzerrt, zwischen Fabrik als Leid und Schenke als Lust geteilt wird. So ist Großstadt und gesellschaftlicher Zustand überhaupt das Verderben und der Tod des Volkes, das sich umsonst bemüht, durch seine Menge mächtig zu werden und, wie ihm dünkt, seine Macht nur zum Aufruhr gebrauchen kann, wenn es seines Unglücks ledig werden will.“ So schreibt ein ehrlicher Entwicklungstheoretiker, Ferdinand Tönnies, in dem Buche: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Kommunismus und des Sozialismus als empirischer Kulturformen* (Leipzig, R. Reisland, 1887). Der Verfasser, ein feinsinniger Psycholog und scharfer Dialektiker, läßt die menschlichen Verbindungen vor unsern Augen als Gewebe in einander eingreifender Willensregungen entstehen, und zwar die natürlichen, die er Gemeinschaften nennt, vorzugsweise aus den Äußerungen des „Bewenwillens,“ die künstlichen, die unter dem Namen Gesellschaft zusammengefaßt werden, aus der Willkür. War die Offenherzigkeit und Ehrlichkeit des Verfassers schon Grund genug für eine gewisse Kritik, seine Studie totzuschweigen, so ist dann allerdings noch die Form hinzugekommen, ihm die Verbreitung zu erschweren: der für ein größeres Publikum genießbare Teil, der den Gegenstand historisch behandelt, liegt eingebettet zwischen einer langen erkenntnistheoretischen Einleitung, die sich sehr schwer, und dem psychologischen Teile, der sich nicht leicht liest. Ein begeisterter Jünger hat es zwar unternommen, den reichen Gedankeninhalt der Arbeit in einer kurzen, leichtfaßlichen Broschüre dem großen Publikum mündgerecht zu machen (Ferdinand Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Zur Erläuterung der sozialen Frage dargestellt von August Balzer*. Berlin, Mayer und Müller, 1890), doch scheint auch dieser Versuch bis jetzt wenig gefruchtet zu haben.

Zum philologischen Studium. Wiese erzählt in seinem Buche „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen,“ daß einmal ein Gymnasiallehrer bei ihm angefragt habe, ob es ihm als Lehrer gestattet sei, zur Erhöhung seiner kärglichen Einnahmen eine Wäschrolle aufzustellen; die gebe es in der kleinen Stadt noch nicht, die Gemeinde würde mittelbar auch Nutzen davon ziehen. So verzweifelt schlecht sind nun die Besoldungen unsrer akademisch gebildeten Lehrer heute freilich nicht mehr, aber sie sind doch noch immer so traurig, daß man jedem begabten und thätkräftigen jungen Menschen nur dringend von dem philologischen Studium abraten kann. In einer der letzten Nummern des Korrespondenzblattes für die Philologenvereine Preußens sagt ein Statistiker auf Grund genauer Angaben: „Der Bedarf Preußens an Oberlehrern ist durch den jetzt vorhandenen Bestand an Hilfslehrern und Kandidaten bis 1900 gedeckt. Um diese Zeit werden etwa 1250 ausgebildete Kandidaten vorhanden sein, von denen etwa 700 mit Remuneration beschäftigt, 550 (!) fast unbeschäftigt sein werden. Die Aussichten für das höhere Lehrfach in Preußen (auch im übrigen Deutschland) sind also einstweilen noch derartig schlecht, daß vor der Ergreifung desselben dringend gewarnt werden muß.“ Man kann es also nur mit Freuden begrüßen, daß sich im vergangenen Jahre von den Abiturienten der Gymnasien eine große Zahl den praktischen Berufsarten zugewendet hat. Mit dem Maß von Intelligenz, Fleiß und Arbeitskraft, das gegenwärtig ein Lehrer für die Vorbereitung zu seinem Beruf und später im Berufe selbst aufbieten muß, wird er auch auf jedem andern Gebiete reichere äußere und innere Erfolge erringen, als auf dem des Lehrfachs.

Gewerbegerichte. Die Errichtung von Gewerbegerichten, denen die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern — pardon! — Arbeitnehmern ausschließlich zur Entscheidung überwiesen sind, beruht doch wohl auf dem Gedanken, damit Gerichte von ganz besonderer Sachkunde zu schaffen, ähnlich wie es durch die Errichtung von Kammern für Handelsfachen mit zwei Kaufleuten als beisitzenden Richtern bezweckt wurde. Folgende aktenmäßig bekundete Zusammenfügung der Richterbank des Gewerbegerichts in einer Streitfache mag veranschaulichen, wie dieser Gedanke des Gesetzgebers in der Praxis zur Ausführung kommt. Mehrere Maurergesellen klagen gegen ihren Meister auf Bezahlung des Lohns. Der Meister rechnet Schadensforderungen gegen die Gesellen auf, weil sie die ihnen in Auftrage übertragene Arbeit schlecht ausgeführt hätten, denn „der Putz sei nicht lotrecht, die Fensterlichter seien bucklig, die Holzsäulen seien nur mit Weißkalk beschmiert und nicht behohrt, der Kalk habe Blasen.“ Diese Mängel sind der Gegenstand des Streits. Hierüber urteilen nun außer dem Vorsitzenden, der Jurist ist, als beisitzende Richter in dem ersten Verhandlungstermine: drei Maurermeister und ein Schuhmacher; in dem zweiten Verhandlungstermine: ein Hutfabrikant, ein Fleischermeister, ein Mechaniker, ein Kellner; in dem dritten Verhandlungstermine — man sieht, die Sache wird schwierig —: ein Uhrmacher, ein Schieferdeckermeister, ein Färber, ein Posamentierer; in dem vierten und letzten Verhandlungstermine, nach dessen Ergebnis das Urteil beschlossen wird: ein Maschinenfabrikant, ein Maurermeister, ein Maschinenbauer, ein Tischler!

Wäre das Amtsgericht zuständig gewesen, so hätte den Streit ein Amtsrichter entschieden, der vermutlich einen Maurermeister als Sachverständigen zu Rate gezogen hätte. Hier sind sechzehn verschiedene Leute als Richter thätig gewesen, von denen zwölf jeder Sachkunde bar sind. Kann es etwas unwirtschaftlicheres geben, als solche Verschwendung von Menschenkraft?

Der Schillerpreis. In Berlin und wo es sonst noch in unserm lieben Vaterlande Unzufriedne giebt, das heißt also so ziemlich überall, herrscht große Aufregung darüber, daß der vom Preisgericht mit Einstimmigkeit vorgeschlagene Fulda den Schillerpreis nicht erhalten soll. Über die Beweggründe zu einer solchen Ablehnung würde man sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen brauchen: wer den „Talisman“ kennt, dem wird die Sache nicht nur als erklärlich, sondern auch als ganz in der Ordnung erscheinen. Wenn das Preisgericht mit dieser Möglichkeit, wie es scheint, gar nicht gerechnet hat, so liegt der Grund hierfür vermutlich in einer Überschätzung des Dichters. Das wäre schließlich nur etwas menschliches. Uns will es aber bedünken, daß überhaupt das Verfahren bei der Erteilung dieses Preises nicht in Ordnung sei. Wie wäre es sonst denkbar, daß sich eine ganze Schar namhafter und angesehener Männer in einer Wahl, die durchaus nicht dem Empfinden des Volkes entspricht, mit solcher Einmütigkeit treffen sollte! Wären die Mitglieder des Preisgerichts einzeln, etwa schriftlich, befragt worden, so hätten sie unmöglich allesamt auf Fulda verfallen können; ja es kann sehr fraglich erscheinen, ob sich für ihn überhaupt eine Mehrheit ergeben hätte. Denn Fulda unterhält wohl auf der Bühne, gewährt auch beim Lesen Genuß durch die Abrundung seiner Form, aber daß er das Herz erwärme und die Sinne erhebe, das hat sich bisher wohl nicht feststellen lassen. Wie dem auch sein mag: nur das Wägen, nicht aber das Zählen der Stimmen vermag bei einer solchen Frage zu einem befriedigenden Ergebnis zu führen. Wird, wie es jetzt der Fall ist, Stimmeneinheit für die Erteilung des Schillerpreises verlangt, so führt das zu einer Verwischung des natürlichen, gesunden Gefühls. Keiner unsrer großen Dichter hätte in seinen Anfängen Stimmeneinheit für sich zu erringen vermocht; und auf die Aufmunterung der emporstrebenden, eine Zukunft verheißenden Talente ist es bei diesem Preise doch wohl in erster Linie abgesehen. Die Zerspaltung der Stimmen bei der vorletzten Beratung über die Erteilung des Schillerpreises scheint statt zu einer Abänderung des Verfahrens im Gegenteil zu der jetzigen Einmütigkeit geführt zu haben. Das bloße Bestehen von Statuten darf aber nicht als Rechtfertigungsgrund vorgehoben werden: Statuten sind nur so lange bindend, als sie von der entscheidenden Stelle für angemessen erachtet werden; entsprechen sie nicht den Verhältnissen, so müssen sie geändert werden.

Weisenbach überall. Im vorigen Hefte der Grenzboten wird mit Recht darüber Beschwerde geführt, daß die bekannte photographische Anstalt von Weisenbach auf jeder kleinen Zinkplatte, die sie liefert, groß und breit ihre Firma anbringt. Leider ist aber diese Geschmacklosigkeit nicht auf diese Firma beschränkt, sie greift überhaupt in den Kreisen unsrer Gewerbetreibenden immer mehr um sich, und das Publikum sieht dem gleichgiltig zu. Um zunächst bei den Photographen zu bleiben: vor zwanzig Jahren hätte sich kein Photograph erlaubt, den Namen seiner Firma auf die Vorderseite der von ihm gelieferten Bilder zu setzen. Heute ist diese Unsitte allgemein verbreitet, und das Publikum läßt es sich stumpsinnig gefallen. Ich trete an einen Photographenschaukasten, da hängt ein Bild: ein Manenoffizier und neben ihm irgend ein Gigerl; darunter steht: Müller und Pilgram. Kuriose Leute! denke ich, lassen ihren Namen gleich unter ihr Bild drucken! Daneben hängt aber ein würdiges Ehepaar, und darunter steht auch: Müller und Pilgram. Links hängen ein paar hübsche Backfische, die Köpfe zärtlich an einander gelehnt; auch sie heißen Müller und Pilgram. Darunter ein paar Kinder im Schulanzuge: wieder Müller und Pilgram. Der ganze Schaukasten ist voll

Müller und Pilgram, man sieht weiter nichts als Müller und Pilgram. Wenn das keine Geschmacklosigkeit ist, dann giebt es keine. Es ist unbegreiflich, wie sich das Publikum so etwas gefallen lassen kann. Ich lasse mich ja überhaupt nicht photographiren; aber wenn ich mich einmal zu irgend einem milden Zwecke notgedrungen photographiren lassen müßte, ich wollte dem Photographen die Wege weisen, der sich unterstände, unter mein (!) Bild seinen (!) Namen zu setzen.

Aber, wie gesagt, die Ansitte ist in den Kreisen unsrer Gewerbetreibenden jetzt weit verbreitet. Ich will jemand ein schönes Geldtäschchen zum Geburtstag schenken und gehe zu Herrn Mitscherlich. Der legt mir gegen zweihundert Stück zur Auswahl vor, immer eins hübscher als das andre. Aber in jedem, das ich öffne, steht groß und breit mit Goldbuchstaben gedruckt: R. F. Mitscherlich in Leipzig, in einigen auch noch außerdem: Echt Fuchten, oder: Echt Seehundsfell. Ich frage: Haben Sie denn kein Täschchen ohne Mitscherlich? der junge Mann, dem ich es schenken will, heißt anders. Großes Staunen. Es bleibt mir schließlich nichts weiter übrig, als mich Herrn Mitscherlich zu empfehlen und einen andern Laden aufzusuchen. Das Tollste bei der Geschichte ist, daß Herr Mitscherlich diese Geldtäschchen gar nicht selbst fertigt, sondern aus einer auswärtigen Fabrik bezieht, ja daß er nicht einmal seinen Namen selbst hineinprägt, sondern sich das, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht habe, von einem Buchbinder in der Nähe besorgen läßt! Aber R. F. Mitscherlich in Leipzig muß drinstehen.

Auch mein Schneider näht seine Firma in jeden Rockfragen und jeden Hosenzwickel — mir darf er nicht damit kommen, das weiß er. Und wenn sich nur jeder solche Albernheiten aufs bestimmteste verbäte, so würden sie bald verschwinden. Sie sind nicht bloß geschmacklos, sie sind auch ganz zweck- und erfolglos; denn ich lasse doch andre Leute ihre Nase weder in meine Kleider, noch in mein Geldtäschchen stecken. Und wohin soll es führen, wenn man schließlich an seinem Leibe und in seinen vier Pfählen keinen Gebrauchsgegenstand mehr hat, den nicht der Verfertiger oder Verkäufer mit seinem werthen Namen versehen hätte?

Da ich aber gerade bei den Geschmacklosigkeiten unsrer Gewerbetreibenden bin, so will ich gleich noch auf eine andre, nicht minder große, aufmerksam machen, die auch immer weiter um sich greift, nämlich die, die Gegenstände mit ihren eignen Namen zu versehen. Komme ich da vor Weihnachten in einen großen Laden, wo Wirtschaftsz- und Küchengeräte verkauft werden. Mir war, als ob ich in eine Inschriftensammlung geraten wäre. Daß die Büchsen eines Gewürzschränkchens ihre Aufschrift tragen, wie die Büchsen einer Apotheke, wird jedermann in Ordnung finden. Aber warum muß an dem Schränkchen selbst die Inschrift stehen: Gewürzschrank, und an einem andern: Eierschrank, an einem dritten: Flaschenschrank? Warum auf diesem hübsch polirten Kasten: Puzkasten, und auf jenem: Wickskasten? Warum auf dieser Meste: Salz, und auf jener: Mehl? Warum auf diesem Napfdeckel: Butter, und auf jenem: Marinirte Heringe? Warum auf diesem Tuche: Handtuch, und auf jenem: Tellertuch? Eine schöne Hausfrau, die sich nur mit Hilfe solcher Inschriften in ihrer Küche zurechtfindet, die nicht alles am Griff hätte! Am Ende schreiben wir noch auf einen Tisch: Tisch, und auf einen Stuhl: Stuhl.

Seit das sogenannte Kunstgewerbe erfunden worden ist — als es ein wirkliches Kunstgewerbe gab, fiel es niemand ein, von Kunstgewerbe zu reden, weil es damals für selbstverständlich galt, daß alles Gewerbe Kunst und jeder Handwerker ein Künstler war — also seit das sogenannte Kunstgewerbe erfunden worden ist, d. h. seit etwa zwanzig Jahren, grassirt auch diese Inschriftenmanie. Jeder

Gebrauchsgegenstand soll geschmückt oder, wie unsere Kunstgewerbetreibenden so schön sagen, mit einem „dekorativen Schmuck“ versehen sein. Das ist aber keine leichte Aufgabe, und in den meisten Fällen wird sie denn auch höchst unbefriedigend gelöst. In unsern Schaufenstern stehen Berge von Geschmacklosigkeit aller Art; wer soll das nur kaufen? frage ich mich täglich, ich möchte es ja nicht geschenkt haben. Da hilft man sich denn mit Inschriften, das ist der billigste „dekorative Schmuck.“ Da entstehen dann diese Rückentissen mit „Ruhe sanft!“ und diese Schlummerrollen mit „Nur ein Viertelstündchen!“, diese Klammersäcke mit „Gut Wetter!“ und diese „Tischläufer“ mit „Guten Appetit!“, da entstehen auch diese Schränkchen und Kästchen, die einem zurufen: „Ich bin nämlich der Eierschrank, und ich der Wickskasten!“ Mich schüttelt's, wenn ich dergleichen sehe. Meisenbach überall!



Litteratur

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 2. Bd. 1862 bis 1865 (1892). 3. Bd. 1866 bis 1868 (1892). 4. Bd. 1868 bis 1870. 5. Bd. 1871 bis 1873. 6. Bd. 1873 bis 1876. 7. Bd. 1877 bis 1879. 8. Bd. 1879 bis 1881 (sämtlich 1893)

Diese große, nach Anlage und Ausstattung wahrhaft musterergiltige, monumentale, des gewaltigen Mannes würdige Ausgabe, deren erster Band in diesen Blättern schon 1892 (2. Quartal, S. 499 ff.) ausführlich besprochen und gewürdigt worden ist, hat im vergangnen Jahre so schnelle Fortschritte gemacht, daß ihr die Kritik kaum folgen konnte, und wir es uns auch hier versagen müssen, auf den Inhalt näher einzugehen, denn das würde eine Geschichte der deutschen und preußischen Politik von 1862 bis 1881 bedeuten. Die Ausgabe bringt hier, wo es sich um die Reden eines leitenden Ministers im preußischen Landtage, im norddeutschen und deutschen Reichstage, im Zollparlament und im preußischen Volkswirtschaftsrate, zuweilen auch im Bundesrate handelt, zunächst die Reden Bismarcks, dann aber auch sämtliche Thronreden aus dieser Zeit, die zwar nicht von Bismarck, aber doch unter seiner Verantwortung gehalten worden sind; sie fügt ferner nicht nur alle Zwischenrufe u. dgl. hinzu, sondern bruchstückweise oder im Auszuge auch die Reden anderer, giebt in den Anmerkungen historische und andre Nachweise und endlich zu den einzelnen größern Abschnitten knappe, streng sachlich gehaltne historische Einleitungen, so eine über die Vorgeschichte des preußischen Konflikts seit 1862, eine andre über die Entstehung des Krieges von 1870 (die der Fürst selbst durchgesehen und eigenhändig korrigirt hat, und die, beiläufig bemerkt, sehr geeignet ist, das läppische oder hohle Geschwätz über die sogenannte „Fälschung“ der Emser Depesche ins richtige Licht zu stellen) u. s. f. Beigefügt sind ferner die Ansprachen beim Empfange der Reichstagsdeputation in Versailles am 18. Dezember 1870, die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871, Altentwürfe zur Vorgeschichte oder zur Erläuterung der französischen Kriegserklärung, des sogenannten Kulturkampfes, der Steuer- und Wirtschaftspolitik u. a. m., dann die kirchenpolitischen Gesetze nach der Regierungsvorlage und den Beschlüssen des preußischen Landtags, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 u. dgl. Eine sorgfältige Inhaltsangabe der einzelnen Reden des Fürsten